

**Tagungsbericht zur Internationalen Jahrestagung
des Mittelalterzentrums „Forum Mittelalter“ der Universität Regensburg
in Kooperation mit dem Themenverbund „Urbane Zentren und europäische
Kultur in der Vormoderne“**

**„Stadtgeschichte(n) – Erinnerungskulturen der vormodernen Stadt“
Regensburg, 10.-12.11.2016**

Vormoderne Städte sind Erinnerungsorte par excellence, doch jede Stadt konstruiert ihre Erinnerung anders: sie nutzt spezifische Raumstrukturen und Öffentlichkeiten, Rituale, Narrative und Medien. Auch in der diachronen Langzeitperspektive einer Stadt variieren die Erinnerungs- und Identitätskonzepte teilweise erheblich. Doch wer bestimmt jeweils die Deutung dieser Erinnerungskulturen? Wie bilden sich darin konkrete Machtinteressen und Herrschaftsstrukturen ab? Welches Bild von der Stadt geben sie jeweils preis? Die Regensburger Tagung „Stadtgeschichte(n) – Erinnerungskulturen der vormodernen Stadt“ ging vom 10. bis zum 12. November 2016 den historischen Bedingungen städtischer Erinnerungskulturen, ihren Trägern, Formen und Funktionen von der Antike bis in die Frühe Neuzeit nach. Das Symposium war bereits die 13. Internationale Jahrestagung des Regensburger Mittelalterzentrums „Forum Mittelalter“, das sich seit mehr als 10 Jahren der interdisziplinären Städteforschung widmet. Auch 2016 eröffnete sich ein großes Fächerspektrum zum Thema, das von der Allgemeinen Geschichte über die Kunstgeschichte bis zu den Literatur- und Sprachwissenschaften reichte. In Erweiterung der mittelalterlichen Perspektive arbeitete das Mittelalterzentrum wiederum mit dem Themenverbund „Urbane Zentren und europäische Kultur in der Vormoderne“ der Universität Regensburg zusammen und wurde von der Regensburger Universitätsstiftung Hans Vielberth großzügig gefördert.

Der im Vorfeld der Jahrestagung veranstaltete Doktorandenworkshop betreibt seit vielen Jahren die Vernetzung und Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern im Bereich der interdisziplinären Städteforschung. Auch im Herbst 2016 diskutierten Regensburger und nationale Graduierte ihre Promotionsprojekte mit den Forscherinnen und Forschern der Mittelalterzentrums und auswärtigen Experten. Als längerfristige Perspektive bietet das Forum den Doktorandinnen und Doktoranden die Möglichkeit, sich in das Netzwerk „Vormoderne Städteforschung“ einzubringen, das im Jahre 2010 aus einer Initiative des Forum Mittelalter und des Instituts für Vergleichende Städtegeschichte entstand.

Im Eröffnungsvortrag zur Tagung untersuchte Albrecht Greule (Regensburg) die Vielnamigkeit der Stadt Regensburg in ihrer Bedeutung für die städtische Erinnerungskultur. Bereits Ende des 9. Jahrhunderts waren mehrere Namen für die Bischofsstadt verbreitet; Konrad von Megenberg kannte im 14. Jahrhundert sogar sieben Stadtnamen, die in ihrer etymologischen Deutung jeweils unterschiedliche Aspekte der Stadtgeschichte hervorhoben. Mit der Herleitung des Stadtnamens „Tiburnia“ vom römischen Kaiser Tiberius verwies Megenberg etwa auf die – nicht belegte – Gründung der Stadt Regensburg zur Zeit Jesu und damit auf ihr enormes Alter. Der heutige deutsche Stadtnamen war als „Reganesburg“ schon in Urkunden der bayerischen Herzöge und Karls des Großen im Gebrauch. Entgegen der weitverbreiteten Annahme, der altbairische Stadtnamen sei ursprünglich eine Lehnübersetzung des römischen Namens „Castra Regina“, hielt der Sprachwissenschaftler die germanische Benennung der Ansiedlung nach dem dort in die

Donau mündenden Fluss Regen für wahrscheinlicher. Die heute in einigen romanischen Sprachen gebräuchliche Bezeichnung „Ratisbona“ sei wiederum eine Erfindung der frühmittelalterlichen Schreibstube des Klosters St. Emmeram, die diese der „barbarischen“ Variante „Regensburg“ bewusst als poetischen, kirchenlateinischen Stadtnamen entgegengesetzt habe.

Der Historiker Klaus Graf (Aachen) beschäftigte sich zu Beginn des ersten Tages mit Entstehung und Funktion spätmittelalterlicher Erzähl-Male und Sprichwörter. Erstere definierte er als sachliche oder örtliche Besonderheiten, die zur Narration anregen. Diese seien etwa von Zünften benutzt worden, um Ortskundigkeit nachzuprüfen. Der Entstehungszusammenhang von Erzählmal und Narration ließe sich nicht immer eindeutig bestimmen. Sprichwörter seien dann Erinnerungsmedien, wenn sie wirkliche oder fiktive Ereignisse und Geschichten aufgreifen würden. Über die Entstehung des schwäbischen „Tuckte Jäkle, du musst in Ofen“ gäbe es verschiedene Versionen, ihnen allen gemein ist die Verbrennung eines großformatigen Heiligenbildes oder Sakralgegenstands. Während der Reformation wurde das bereits ältere Sprichwort konfessionell aufgeladen und polemisch im Kontext der Bilderstürme verwendet, sein Verwendungszusammenhang war aber nicht eindeutig festgelegt. Sprichwörter wie jenes hätten sich nur lokal oder regional und z.T. nur temporär gehalten. Graf sprach sich aufgrund der fließenden Übergänge von Volksglauben und historisch greifbarem Geschehen für zurückhaltende Interpretationen von derartigen Memorabilien aus. Besser sei es mittels eines pluralistischen Zugriffes auf die Gesamtheit der Überlieferungen und die Vielfalt städtischer Erzählkulturen zuzugreifen, um Parallelen zwischen Städten aufzuzeigen.

Mit schriftlicher Überlieferung in städtischen Archiven – vornehmlich Stadt- und Achtbüchern – befasste sich Mathias Kluge (Augsburg). Der Historiker ging der Frage nach, welche Systematik der städtischen Archivierung zugrunde liegt. Die Entstehung der Archive als „Erinnerungsorte“ wird bekanntlich auf einen exponentiellen Anstieg des Schriftguts im 13. Jahrhundert zurückgeführt. Die Zugänglichkeit des zunächst in verschlossenen Truhen, Kästen und Gewölben aufbewahrten Schriftguts sei trotz Schlüsselhoheit der wichtigsten Amtsmänner nicht unumkämpft gewesen. Bei ihrem Sturm auf das Rathaus im 14. Jahrhundert forderten etwa die Handwerker in Augsburg die Herausgabe der Schlüssel zum Archiv. Die Archivierung als ein in die Zukunft gewandter Prozess sollte der älteren Forschung zufolge der Emanzipation der Städte dienen und die Effizienz der Stadtverwaltung steigern. Kluge ergänzt hierzu, dass zunehmende Konflikte innerhalb der Stadtgemeinschaft zu erhöhtem Kontrollbedürfnis und damit verbundenen Normierungsbestrebungen geführt hätten. Da die frühe Listenführung außerdem „akzeptiert unvollständig“ gewesen sei, sei das Archiv nicht nur ein Werkzeug zur Kontrolle der Bürger, sondern auch der Beamten gewesen. Alleine der Versuch der möglichst vollständigen Archivierung von städtischem Schriftgut, wie in den „Roten Büchern“, leistete einen wichtigen Beitrag zur zukünftigen Stabilität und Sicherung des innerstädtischen Friedens.

Raingard Esser (Groningen) verlängerte den Blick sowohl zeitlich als auch räumlich, indem sie sich städtischen Erinnerungskulturen in den frühneuzeitlichen Niederlanden zuwandte. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung stand das historiographische Genre der „Chorographie“, gedruckte Stadtbeschreibungen an der Schnittstelle zwischen Historiographie und Geographie. Während die Chorographie des Olfert Dapper (1663) die Metropole Amsterdam in den Mittelpunkt einer heroischen Geschichte der niederländischen Republik stellte, visualisierte Carolus Scribani in seiner „Antverpia“ die eigene Stadtgeschichte als wirtschaftliche und kulturelle Erfolgsgeschichte mit religiöser verbürgter Legitimität. Insgesamt ermöglichten die niederländischen Chorographien einen visuellen und kommemorativen Rundgang durch die jeweilige Stadt, der über die

Zusammenstellung von Siegeln und Denkmälern, Stadtgrundrissen und Ereignisbildern die Geschichte der Stadt multimedial und räumlich erstehen ließe.

In seinem Vortrag zu Stiftungsmythen in italienischen Städten führte Michele Campopiano (York) vor, wie städtische Identität über jahrhundertlang wirksame Narrative konstruiert werden konnte. Städtische Gründungserzählungen bildeten als kohäsionsstiftende Erzählungen nach innen und politisches Instrument nach außen ein wichtiges kulturelles Bindeglied und Legitimationsmittel in den italienischen Kommunen. Campopiano zeigte etwa am Beispiel von Capua und dem mythischen Stadtgründer Capis eine Linie von der Antike bis ins „kollektive Bewusstsein“ des 12. Jahrhunderts auf. Er kam insgesamt zu dem Ergebnis, dass die entscheidende Phase der italienischen Gründungsmythen im 11. und 12. Jahrhundert lag und beschrieb die grundlegende Personalisierungstendenz der mittelalterlichen Erzählungen, um nicht zuletzt eine Rechtfertigungsgrundlage für politische und soziale Entwicklungen zu schaffen und ethische Kategorien auf die eigene Zeit anzuwenden.

Wolfgang Hasberg (Köln) stellte das Verhältnis von Funktionalität und symbolischer Kommunikation in der spätmittelalterlichen Kölner Stadtgeschichtsschreibung in den Mittelpunkt seines Vortrages. Der Historiker untersuchte zum einen „Das Neue Buch“ („Dat nuwe boich“, 1396) des Stadtschreibers Gerlach von Hauwe, zum anderen die Reimchronik („Boich van der stede Colne“, 1271) von Gottfried Hagen. Während das unmittelbar nach dem politischen Sieg der Zünfte entstandene „Neue Buch“ bemüht war, den neuen Verfassungszustand durch Narration der Zeitgeschichte zu legitimieren, übte die jüngere Reimchronik auch durch fiktive und mythologische Elemente – mithin dem Rückgriff auf die antike Geschichte – eine identitätsstiftende Funktion aus. Beide literarischen Verarbeitungen der Stadtgeschichte hatten, wie Hasberg zeigen konnte, durch rituelles Vorlesen oder konkrete Gebrauchssituationen im Stadtrat Anteil an der symbolischen Kommunikation im Dienst städtischer Herrschaftssicherung.

Den privaten Erinnerungsraum fokussierte anschließend der Historiker Marc von der Höh (Rostock). Er untersuchte mit den Familienbüchern von Werner Overstolz und Hermann von Weinsberg zwei einzigartige Zeugnisse familiärer Gedächtniskultur in Köln an der Schwelle zur frühen Neuzeit. Das Overstolzenbuch diente mit seinen teils antiken genealogischen Herleitungen zur Selbstvergewisserung der Familie nach innen, da deren Macht in der Stadt ab der Mitte des 15. Jahrhunderts schnell erodierte. Zur Rekonstruktion älterer Quellen und einer genaueren Datierung können nach von der Höh auch Wandgemälde und textile Ausstattungstücke als Wegweiser herangezogen werden. Hermann von Weinsberg lehnte sich später in seinem reich illustrierten Familienbuch an hergebrachte Muster der patrizischen Familienerinnerung an und konstruierte in seiner Vorrede eine mehrschichtige Strategie familiären Gedächtnisses. Insgesamt seien beide Quellen für Köln einzigartige Zeugnisse der Familienerinnerung, auch wenn andere Artefakte patrizischer Kultur auf eine ehemals weitaus breitere schriftliche Überlieferung hinwiesen.

Gesine Mierke widmete sich anschließend der Stadt Rom als Erinnerungsort und analysierte dazu Texte, die der Organisation und Durchführung von realen und geistigen Rompilgerfahrten dienten. Anhand von Ablassverzeichnissen, sog. Indulgentien, und der *Mirabilia Romae*, in denen römische Bauwerke teils legendarisch erläutert werden, zeigte die Germanistin, wie der Erinnerungsort Rom mit christlichen Inhalten überschrieben wird, sich in die Stadtbeschreibung aber gleichzeitig politische Ansprüche und Herrschaftsbedürfnisse mischten. Insbesondere die sog. geistigen Pilgerfahrten wuchsen sich im Spätmittelalter zu einer eigenen Textgattung aus, in denen durch

die Anleitung zu spezifischen Frömmigkeitspraktiken eine spirituelle Neukonstituierung des Pilgerraums Rom stattfand.

Verena Gebhard (Florenz) beschäftigte sich mit Historiographie als Erinnerungsmedium von Städten. Mit der illustrierten „Nuova Cronica“ Giovanni Villanis (+1340) untersuchte sie eine Florentiner Chronik, die erstmals eine fiktive antike Vergangenheit um das Baptisterium, die wohl im 11. Jh. entstandene Taufkirche des Doms, konstruierte. Durch den ostentativen Verweis auf eine Tradition als vorchristlicher Marstempel, die bei Villani durch eine Reiterstatue auf dem Baptisterium unterstrichen wurde, sei ein Bindeglied zwischen dem antiken und dem mittelalterlichen Florenz etabliert und die Taufkirche damit als Erinnerungsort aufgewertet worden. Insgesamt habe die „Nuova Cronica“ durch ihre Bilder einen entscheidenden Beitrag zur Authentifizierung des fiktiven Marskults um S. Giovanni geleistet, der bis heute architektonische und künstlerische Überlieferungen im Stadtraum prägte und sich tief ins Stadtgedächtnis eingeschrieben habe.

Den Fall einer konstruierten, weit in die Vergangenheit verlängerten Erinnerungstradition nahm auch Benjamin Müsegades (Heidelberg) als Ausgangspunkt für die Analyse der durchaus fragmentierten spätmittelalterlichen Erinnerungskulturen in Speyer. Im Mittelpunkt seines Beitrags stand zunächst die König Dagobert I. zugeschriebene Stiftung der Klerikergemeinschaft von St. German, die vor allem in Krisenzeiten immer wieder bemüht wurde, um auf das alte Herkommen und damit auf ein königlich verbürgtes Existenzrecht des Stifts zu verweisen. Speyer sei aber, wie viele mittelalterliche Städte, Beispiel für einen „multiplen Erinnerungsraum“ (Mark Mersiowski): So wurde der Aufenthalt des Heiligen Bernhard von Clairvaux in Speyer vom Domklerus als Erinnerungsort aufgeladen, während der Rat versuchte, durch eine gemeinsame Erinnerungskonstruktion über den niedergeschlagenen Aufstand am Severinstag 1330 die Reihen der unterschiedlichen städtischen Fraktionen gegenüber dem Bischof zu schließen.

Mit einer der ältesten Formen öffentlicher Erinnerung in den mittelalterlichen Kommunen Italiens beschäftigte sich Albert Dietl (Regensburg): In den Dauerkonflikten zwischen vielen kleineren Gemeinden konnte die Beutekunst als einkalkulierte Schändung besiegter gegnerischer Städte auf eine Tradition bis in die Antike zurückblicken. Demontierte Fahnen, Säulen, Tore und besonders Quadertrophäen stellten hierbei ein *pars pro toto* zerstörter Feindidentität dar. Mit Volterra, Assisi und Fermo wurden mehrere, weniger bekannte Fallbeispiele für verbaute Steinquadern des 13. und 14. Jahrhunderts vorgestellt, die vom kriegerischen Nährboden der Stadtgeschichte berichten: Im Falle Volterras von der Schleifung der Zitadelle Monte Voltraios, vom durch Florenz vermittelten Triumph Assisis über Perugia und vom Sieg Fermos über Ascoli im Streit um die Adriaküste. Im Rahmen der Verstetigung auswärts errungener Triumphe wurden die Quadertrophäen an symbolischen Orten im Stadtraum verbaut und waren somit Teil einer Geschichtserinnerung als *memoria* des Sieges.

Ruth Wolff (Florenz) blieb im Stadtraum der italienischen Kommune und befasste sich mit einem der bekanntesten Siegel des Mittelalters und der Frühen Neuzeit: dem Herkules-Siegel von Florenz. Über schriftliche Nachweise zum Bildcharakter des Siegels, etwa bei dem Notar Leonardus Ubaldi, versuchte die Kunsthistorikerin Rückschlüsse auf den Amtscharakter und das Verständnis des mittelalterlichen Siegels in den Augen der Zeitgenossen zu erhalten. Das Herkules-Siegel, das erstmals 1277 im „Liber censuum“ von Pistoia erwähnt ist, änderte sich inschriftlich zu Beginn des 14. Jahrhunderts und taucht bis ins 16. Jahrhundert in schriftlichen Quellen als Stempel des

Priorats und der Medici auf. Das Herkulesiegel war Garant für die Authentizität und Potenz von Bildern des griechischen Halbgottes in Florenz.

Die Tagungsbeiträge zu italienischen Städten beschloss Andrew Hopkins (L'Aquila) mit seinem Vortrag zu Architektur und Erinnerung in Venedig, indem er den Blick auf die Lagunenstadt bis in die Neuzeit öffnete. Venedigs Bauten, Architektur und öffentliche Kunstwerke waren nach Hopkins seit dem Mittelalter nicht nur auf das Erzählen von Geschichte, sondern insbesondere auf die Inszenierung historischen Erinnerns angelegt. Durch die für Venedig spezifische Darstellung einzelner Personen an Kirchenfassaden, aber vor allem durch das Abschreiten symbolträchtiger Orte im Rahmen von Prozessionen wurde städtische Erinnerung durch „recollection and replaying“ hergestellt. Beispielhaft verweist er auf die Prozessionen zu den Pest- und Votivkirchen und die Inszenierung Venedigs als zweites Rom nach 1527. Die tiefe Identifikation der Venezianer mit der eigenen Geschichte zeige sich heute nach Hopkins weiterhin in der Vorliebe für Neo-Stile und dem für den Tourismus inszenierten Mittelalter in der städtischen Denkmalpflege.

Olivier Richard (Straßburg) befasste sich ebenfalls mit der Bedeutung von Gebäuden in der städtischen Erinnerungskultur, allerdings im Rahmen ihrer Rolle in der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung. Anhand mehrerer oberrheinischer Chroniken, wie etwa der Deutschen Chronik Jakob Twingers von Königshofen, arbeitete Richard heraus, dass Gebäude nicht aufgrund ihrer Architektur oder topographischen Grundlagen, sondern in ihrer politischen Funktion für die Stadt erwähnenswert waren: Besonders Mauern und Tore dienten als Symbole eines politisierten Raumes und konnten für die Stadtgemeinschaft selbst stehen. Über zentrale Gebäude wie das Rathaus würde die Stadt als Kommunikations- und Machtzentrum definiert, Kirchen dienten der religiösen Vergewisserung des städtischen Selbstverständnisses. Diese funktionale Wahrnehmung der Bauten bedinge deshalb ein weitgehendes Desinteresse an einfachen Wohnhäusern oder der Gesamtopographie.

Teresa Schröder-Stapper (Essen) beschloss die Tagung mit einem Blick auf städtische Inschriften der Frühen Neuzeit. Als Marker für zeitliche Ordnungsmuster bezogen sich diese auf zwei spezifische Formen der Auseinandersetzung mit Zeitlichkeit, auf die retrospektive oder prospektive Erinnerung. In Inschriften werde die eigene Historie der Stadt, der Zunft, der Familie oder des einzelnen Akteurs ‚erfunden‘ und die Erinnerung an bestimmte Ereignisse (wie Kriege oder Aufstände) gestiftet. Sie trugen somit zur Formung, zur Vermittlung, aber auch zur Veränderung des kulturellen Gedächtnisses bei. Prospektiv könnten sie als Vehikel zur „Kolonisierung der Zukunft“ fungieren. So definierte sich die Stadt Braunschweig im 16. Jahrhundert über ihre Inschriften vor allem als siegreiche Kampfgemeinschaft, die aus den errungenen Siegen ein Schutzversprechen, aber auch eine Verpflichtung zur Wehrhaftigkeit für die Zukunft ableitete.

Die internationale Jahrestagung des Forums Mittelalter lenkte den Blick besonders auf die Vielgestaltigkeit der medialen Vermittlung städtischer Erinnerungskulturen der Vormoderne. Die untersuchten Überlieferungen reichten von narrativen Textzeugen, Sprichwörtern, Namen und Inschriften über Buchmalerei, Gemälde und Skulptur bis zu Architektur, Einrichtungsgegenständen und topographischen Ensembles. In der engen Zusammenschau unterschiedlicher Medien und ihrer analytisch aufeinanderbezogenen Auswertung zeigte sich in vielen Beiträgen das große Potential eines inter- und transdisziplinären Zugriffs auf zentrale Fragestellungen der Städteforschung.

erstellt von Dr. Susanne Ehrich in Zusammenarbeit mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einer Praxisübung am Institut für Geschichte der Universität Regensburg